BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

Weitere Titel der Autorin:

Kein Mann für jeden Tag

Dieser Titel ist als E-Book erhältlich

Über die Autorin

Alice Peterson, geboren 1974, begann zu schreiben, nachdem sie aufgrund einer chronischen Erkrankung ihre Karriere als Tennisspielerin aufgeben musste. Ihre Romane zeigen Protagonistinnen, die mit einer Krankheit zu kämpfen haben oder eine problematische Situation in ihrer Familie bewältigen müssen. Die Presse und die Leser haben ihre Bücher begeistert aufgenommen. Alice Peterson lebt in London.
www.alicepeterson.co.uk

Alice Peterson

Ein Song bleibt für immer

Roman

Aus dem Englischen von
Sylvia Strasser

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17708

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
www.fsc.org

Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2017 by Alice Peterson
Titel der englischen Originalausgabe: »A Song for Tomorrow«
Originalverlag: Simon & Schuster UK Ltd
Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Marion Labonte, Labontext
Illustrationen Umschlag: »Sunhat« © Luke Martineau 1998
Titelillustration: © Design by S&S Art Dept.
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
Satz: two-up, Düsseldorf
Gesetzt aus der Minion
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-17708-0

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.
Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für die Familie Martineau

Prolog

Marys Tagebuch

August 1972

Ich hatte geglaubt, das zweite Kind sei leichter zur Welt zu bringen. Angeblich weil man weiß, was einen erwartet. Nun, was in den vergangenen Monaten geschehen ist, hätte ich niemals erwartet oder mir auch nur ansatzweise vorstellen können.
Mein zweites Kind kam zwei Wochen zu früh auf die Welt, in demselben Londoner Krankenhaus wie mein Sohn Jake zwei Jahre zuvor. Die Klinik stand unter der Leitung von Ordensschwestern, und doch arbeiteten dort weltliche Krankenschwestern, die auch als Hebammen ausgebildet waren. Ich hatte so starke Blutungen, dass die Geburtshelferin sagte, das Kind müsse schnellstmöglich geholt werden. Ich konnte die Angst der Menschen um mich herum förmlich spüren, angefangen von der Hebamme bis zu Nicholas, meinem Mann. Das Kind habe Probleme mit dem Herzen, fügte die Geburtshelferin hinzu. Probleme? Was für Probleme? Für den letzten Teil des Geburtsvorgangs bekam ich eine Epiduralanästhesie und fragte mich sofort, warum ich mich seinerzeit bei Jake dagegen entschieden hatte. Die Schmerzen hörten fast schlagartig auf und ich entspannte mich, aber ein Blick zu Nicholas genügte, um zu wissen, dass etwas nicht stimmte. »Ist alles in Ordnung?«, fragte ich Schwester Eve in dem sehnlichen Verlangen nach ein paar beruhigenden Worten. »Wir tun, was in unserer Macht steht, Mary. Versu-

chen Sie, sich zu entspannen«, antwortete sie. Da wusste ich, dass irgendetwas ganz und gar nicht stimmte.
Als das Kind da war, sah ich nicht einmal, ob es ein Junge oder ein Mädchen war, weil es sofort zu einem Tisch auf der anderen Seite des Raums gebracht wurde, umringt von Schwestern und Ärzten. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich es schreien hörte, und dann sagte Schwester Eve zu Nicholas und mir: »Sie haben eine Tochter.«
Aber sie gaben sie mir noch immer nicht.
Der Anästhesist meinte, am Bauch etwas Ungewöhnliches bemerkt zu haben, möglicherweise handele es sich um einen Darmverschluss. Das Kind müsse in ein anderes Krankenhaus gebracht und dort von einem Spezialisten untersucht werden. Ich aber konnte keinen anderen Gedanken fassen als: Gebt mir mein kleines Mädchen, ich möchte sie halten, ich möchte wissen, wie sie aussieht. Doch mir blieb nur zuzusehen, wie sie sie wegbrachten. »Und wenn wir sie nun nicht wiedersehen?«, fragte ich Nicholas. Er wusste nichts darauf zu erwidern, konnte mir keinen Trost spenden.
Am nächsten Morgen teilte Schwester Eve uns mit, das Baby sei ein weiteres Mal verlegt worden, man habe in einer Notoperation den Darmverschluss entfernt. Wie wir das Kind nennen wollten, fragte sie dann. »Alice«, antworteten Nicholas und ich wie aus einem Mund, erfüllt von der Angst, sie stelle diese Frage für den Fall, dass das Kind notgetauft werden musste.
Jene Nacht war die schlimmste meines Lebens. Nicholas legte sich zu mir ins Bett, was nach Meinung der Ordensschwestern unerhört war. Wir taten beide kein Auge zu. Am nächsten Morgen bekamen wir Besuch von unserem geliebten Hausarzt. Er setzte sich auf mein Bett, informierte uns,

dass Alice die Operation überstanden habe, und fügte dann langsam hinzu: »Alice hat Mukoviszidose.«
Ich hatte keine Ahnung, was das war, war mir nicht einmal sicher, ob ich das Wort überhaupt schon einmal gehört hatte. Ich sah den Kummer und das Mitgefühl in seinem Blick. Wie bringt man Eltern bei, dass ihr an Mukoviszidose leidendes Kind eine Lebenserwartung von zehn Jahren hat?
Schwester Eve redete mir zu, Alice zu besuchen, aber ich konnte nicht. Nicholas ging allein zu ihr. Er machte mir deswegen keine Vorwürfe, aber heute bereue ich die Entscheidung zutiefst. Ich wünschte, ich wäre stärker gewesen, für ihn, aber auch für Alice. Ende der Woche fuhr Nicholas mich schließlich ins Krankenhaus. Und da lag sie, nackt in einem Brutkasten und Schläuche überall, aber sie war das schönste kleine Mädchen, das ich jemals gesehen hatte.
Mir barst fast das Herz vor Liebe.
Aber ich durfte sie immer noch nicht in meinen Armen halten.
Ich weinte.
Von da an besuchte ich Alice jeden Tag. Manchmal kam auch Jake mit. Er klammerte sich tapfer an meine Hand und wollte wissen, wann seine kleine Schwester nach Hause komme. Nicholas und ich suchten einen anderen Arzt auf, der uns über Mukoviszidose aufklärte. Er erzählte uns, dass der vom Anästhesisten entdeckte Darmverschluss der erste Hinweis gewesen sei, und fügte erklärend hinzu, Mukoviszidose sei eine unheilbare Erbkrankheit, die hauptsächlich die Lungen und die Bauchspeicheldrüse befalle. Etwa jeder fünfundzwanzigste Mensch trage das Gen in sich, Gefahr aber bestehe dann, wenn zwei Genträger wie Nicholas und ich ein Kind zeugten – dann beträgt die Wahrscheinlichkeit, dass das Kind krank zur Welt kommt, eins zu vier. Wir hat-

ten natürlich nicht gewusst, dass wir beide Genträger waren. Jake war ein gesunder Junge. Er gehörte zu den Glücklichen, die das Schicksal nicht getroffen hatte.
Der Arzt erklärte uns, wie es dazu kommt, dass Lungen und Verdauungstrakt mit zähem Schleim verstopfen, weshalb der Patient unter anderem mit regelmäßigen Antibiotikagaben und Physiotherapie behandelt werden müsse. Wir würden täglich spezielle Übungen mit Alice machen müssen, ihr zum Beispiel kräftig auf die Brust klopfen, damit der Schleim sich lösen und sie freier atmen könne. Als ich sie endlich halten durfte, hatte ich Angst, sie würde zerbrechen. Der Gedanke, dieses zarte Geschöpf schlagen zu müssen, versetzte mich regelrecht in Panik.
Als ich Alice endlich mit nach Hause nehmen durfte, war sie noch immer nicht imstande, Nahrung oder Flüssigkeit zu verdauen; alles rauschte einfach durch sie hindurch. Ich weiß noch, wie ich einmal dachte, verrückt zu werden, weil ich ihr an einem einzigen Tag siebzehnmal die Windeln wechseln musste. Ich hatte Angst, das alles alleine nicht zu schaffen, und wünschte mir, sie wäre wieder im Schutz des Krankenhauses, wo man sie behandeln und ihr helfen könnte.
Doch das konnte man nicht …
Nichts konnte ihr helfen.
Nur ein Wunder.

1

Tom

Dezember 1998

Tom ist auf dem Weg zu seiner Kneipe und wie üblich spät dran. Im Vorbeigehen wirft er einen Blick durch das Fenster der Kunstgalerie, und da sieht er sie. Sie trägt ein rotes Kleid und hat unglaubliche, mandelförmige blaue Augen. Er beobachtet, wie sie sich eine blonde Haarsträhne hinters Ohr streicht. Er hat nie an Liebe auf den ersten Blick geglaubt, er hat immer gelacht über Leute, die naiv genug sind zu meinen, nach einem einzigen Blick den Richtigen oder die Richtige gefunden zu haben. Nach mehreren mittelprächtigen Verabredungen ist er überzeugt, dass es so etwas nur im Film gibt. Dann erwidert sie sein Lächeln mit einem leicht schelmischen Blick. Tom stellt sich gerade vor, wie es wohl wäre, sie zu küssen, da wendet sie sich schon wieder ab.

Sein Handy klingelt. »Tom!«, bellt George verärgert. »Wo steckst du denn?«

»Ich bin auf dem Weg. Bin gleich da.« Er beendet das Gespräch und geht widerstrebend weiter.

Hat sie in diesem Sekundenbruchteil auch etwas gespürt? Oder hat er sich das nur eingebildet? Er bleibt stehen. Wirft einen Blick auf die Uhr, zögert. Im Film würde der Held zu der Galerie zurückkehren und diese Frau suchen. Er würde ganz sicher nicht zum Pub schlendern und sich mit seinem alten Schulfreund treffen, ein Bier nach dem anderen trinken und über Sport, Autos und die zahllosen Straßenbaustellen plau-

dern. Er macht kehrt. *Sie sieht aus wie ein Model. Sie spielt in einer anderen Liga,* sagt eine Stimme in seinem Kopf. *Was willst du machen? Zu ihr hingehen, dich vorstellen – und dann? Und wenn sie gar nicht mehr zu haben ist? Jede Wette, dass sie vergeben ist … du wirst wie ein Idiot dastehen. Und George wird stinksauer sein, weil du schon wieder zu spät kommst …*

Tom betritt die Galerie, in der ziemlich großes Gedränge herrscht. Er fühlt sich deplatziert in seinen Jeans und den alten Lederstiefeln. Diese Ausstellung ist sicher nur für geladene Gäste. Er nimmt ein Glas Champagner vom Tablett einer Kellnerin, um sich Mut anzutrinken, und schiebt sich dann durch die Menge. Er kann die Frau nirgendwo entdecken, hofft aber inständig, dass sie noch da ist. Er geht die Treppe hinauf. Und da sieht er sie. Sein Herzschlag setzt aus. Sie steht neben zwei Männern, der eine viel jünger als der andere, groß und schlank, mit hellbraunem Haar und schwarz gerahmter Brille. Sie hat einen Freund. Natürlich hat sie einen festen Freund. Sie scheinen sich sehr nahezustehen, so liebevoll und vertraut, wie sie miteinander umgehen. Sie redet mit beiden und berührt lachend ihre Nasenspitze. Tom ist regelrecht verzaubert von ihrer Ausstrahlung. Er folgt den Blicken der drei und erkennt sofort, dass sie die Frau auf dem Gemälde ist, das sie betrachten, mit einem breitkrempigen Sonnenhut und in einem Sommerkleid, das ihre schlanken, anmutigen Arme vorteilhaft zur Geltung bringt. Er wünschte, die beiden Männer würden weitergehen. Und tatsächlich: Sie schlendern, in eine geschäftliche Unterhaltung vertieft, an Tom vorbei und die Treppe hinunter. Er geht auf sie zu, doch sie bemerkt ihn nicht. Sie scheint in Gedanken versunken. *Jetzt bloß nicht die Nerven verlieren*.

»Ich bin Tom.« Er streckt ihr die Hand hin.

»Alice«, erwidert sie lächelnd.

Sie sieht aus wie eine Elfe, eine Elfe mit einer süßen Stups-

nase. Er schätzt sie in etwa auf sein Alter, also sechsundzwanzig. Sie ist umwerfend schön, mit einem Gesicht, das man unmöglich vergessen kann.

Als er neben ihr steht, weiß Tom plötzlich, dass seine Welt sich unwiderruflich verändern wird. Warum also sagt die Stimme in seinem Kopf: *Geh jetzt, das hier bringt nur Ärger?*

Er ignoriert die Warnung. Stattdessen fragt er sie, was sie macht. »Musik«, antwortet sie zu seiner Überraschung. »Ich schreibe Songs. Ich singe leidenschaftlich gern.«

Sie unterhalten sich, und Tom kommt es so vor, als sei es Bestimmung gewesen, dass ihre Wege sich gekreuzt haben. Alle Ereignisse in seiner Vergangenheit hatten nur einen Zweck: ihn hierherzuführen.

Zu seiner Begegnung mit Alice.

Vielleicht gibt es sie ja doch, die Liebe auf den ersten Blick.

2

Alice

Dezember 1998, zehn Stunden vorher

Vollkommen außer Atem nähere ich mich der Rezeption. »Tut mir leid, der Fahrstuhl ist außer Betrieb«, sagt die Empfangsdame zu dem Model vor mir. »Das Casting findet in der fünften Etage statt.«

Ich starre die Metallwendeltreppe an und stehle mich am Empfang vorbei zur Damentoilette.

Dort schlüpfe ich in eine Kabine, ziehe hastig den Reißverschluss meiner schweren Schultertasche auf und krame verzweifelt nach meinem Asthmaspray. Ich finde alles Mögliche – mein Portfolio, die Schminktasche, Packungen mit kalorienreichen Milchshakes, ein Paar hochhackige Schuhe –, bloß nicht das, was ich suche. Wo ist das verdammte Ding?

Du musst es finden, Alice.

Es fühlt sich an, als stecke etwas tief in meiner Brust. Etwas Hartes, Festes, wie ein Ziegelstein. Es ist so schwer, dass ich an nichts anderes denken kann. Ich kann nur husten und husten und suchen … Endlich finde ich das Asthmaspray. Ich inhaliere tief und stelle mir vor, wie warmes Wasser den zähen Schleim in meinen Lungen verdünnt, wie es Ordnung in das Chaos in meinem Inneren bringt. Ich jage einen zweiten Sprühstoß durch meinen Mund.

Luft.

Ich muss atmen.

Ich lebe seit sechsundzwanzig Jahren mit Mukoviszidose.

Wenn ich aufwache, spüre ich meine Lungen und meine Brust und sonst gar nichts. Bevor ich das Haus verlasse, muss ich immer eine Handvoll Pillen schlucken und bestimmte Wirkstoffe aus Maschinen inhalieren, die mir das Atmen erleichtern. Mein Husten ist immer da. Er ist mein ständiger Begleiter, Tag und Nacht. Ich verstaue das Asthmaspray wieder in meiner Tasche und krame das Verbandszeug hervor.

Ich kenne es nicht anders, ich habe keine Ahnung, wie es ist, gesund zu sein – aber bin ich verrückt, weil ich meinen Wunsch, Model zu sein, trotzdem nicht aufgeben will?

»London ist nicht New York, wo alles relativ nah beieinanderliegt«, hat Naomi, die Casting-Direktorin der Agentur A Star Models, mir vor achtzehn Monaten bei meinem ersten Bewerbungsgespräch erklärt. »Die Castings finden oft meilenweit von einem U-Bahnhof entfernt statt, das sind lange, beschwerliche Wege. Modeln ist körperlich anstrengend und erfordert die Kondition eines Sportlers. Und wenn du nur ein einziges Mal zu spät kommst, kannst du's vergessen.«

In meiner Zeit an der Uni (ich war drei Wochen dort, bevor ich ins Krankenhaus und an der Lunge operiert werden musste) machte ich mich immer so zeitig auf den Weg, dass ich lange vor allen anderen im Hörsaal saß. Die anderen hielten mich vermutlich für eine hoffnungslose Streberin oder dachten, ich sei in unseren Englischlehrer verknallt.

Ich bandagiere mir den rechten Fuß und den Knöchel.

»Gibt es noch etwas, das ich wissen sollte, etwas, das ein Problem werden könnte?«, hat Naomi damals noch abschließend gefragt. Ich sehe immer noch ihr verwirrtes Gesicht vor mir, weil ich mir so viel Zeit mit der Antwort ließ.

Hätte Naomi mir den Job auch gegeben, wenn ich ihr von meiner Krankheit erzählt hätte? Als sie mich auf meine schlanke Figur ansprach, hätte ich ihr erzählen können, dass ein Teil

meines Darms entfernt worden ist – inzwischen fehlen mir bestimmt drei Viertel. Ich bin so schlank, weil ich Nahrung nicht richtig verdauen und daher auch nicht ausreichend verwerten kann; dazu kommen das ständige Husten und das mühsame Atmen. Das alles verbrennt in jeder Sekunde meines Lebens Tausende Kalorien. Deshalb bin ich so schlank – nicht, weil ich rauche und Selleriestängel knabbere.

Ich befestige den Verband mit einer Sicherheitsnadel. Das muss reichen.

»Ich will nie von dir hören, dass du einen Job nicht annehmen kannst, weil du Stress mit deinem Freund oder eine schlimme Erkältung hast oder zur Beerdigung deiner Großmutter musst, ist das klar, Alice?«, hallt Naomis Stimme in meinem Kopf.

Mit neuer Energie hieve ich meine Tasche hoch, schiebe den Riemen über meine Schulter und verlasse die Toilette.

»Wenn ich dich unter Vertrag nehme, muss deine Karriere immer an erster Stelle stehen«, betonte Naomi. »Falls du also Zweifel haben solltest, dann sag es mir jetzt.«

Natürlich hat mich am Modeln das Glamouröse gereizt, dazu Naomis Versprechen, dass ich reisen und interessante Leute kennenlernen würde. Der Gedanke an Fünfsternehotels in heißen Ländern verscheuchte all meine Zweifel: Ich griff zum Kugelschreiber und unterschrieb auf der gepunkteten Linie. Ich habe mich noch nie von irgendetwas aufhalten lassen, schon gar nicht von meiner Mukoviszidose.

Ich kehre an die Rezeption zurück, zeige auf meinen bandagierten Fuß und sage zu der Empfangsdame: »Ich bin leider ein bisschen langsam. Skiunfall.« *Skiunfall?* Innerlich muss ich grinsen. Ich kann mich nicht mal in Skistiefel zwängen, ohne zu fluchen wie ein Bierkutscher.

»Ach, Sie Ärmste! Lassen Sie sich Zeit, ich gebe Bescheid, dass Sie da sind.«

Ich erklimme die Treppe im Schneckentempo. Ich muss *immer noch* husten. Das hört nie auf, es ist wie ein Marathonlauf ohne Ziellinie. In meinem Brustkorb rasselt und vibriert es, weil der Schleim sich in mir bewegt wie dickflüssiger Sirup.

Ein Model drängt sich an mir vorbei. Sie dreht sich um. Starrt mich an, weil ich in einem fort huste.

Wahrscheinlich denkt sie, dass ich Kette rauche.

Ich betrete einen weitläufigen, offenen Raum und stelle mich in die Schlange vor dem Schreibtisch, hinter dem zwei Frauen sitzen. Eine der Organisatorinnen kommt zu mir, hakt meinen Namen auf der Liste auf ihrem Klemmbrett ab und gibt mir dann einen Zettel mit einer großen schwarzen Nummer darauf. Die dreizehn.

Das hat nichts zu bedeuten.

Das Casting ist für ein namhaftes Bekleidungsunternehmen. Mit meinen eins achtundsechzig bin ich nicht groß genug für die Modewelt – zum Glück, denn in der Werbebranche gibt es sehr viel mehr Aufträge. Ich beobachte, wie eines der Models den beiden Frauen ein Portfolio reicht, das diese hastig durchblättern, bevor sie sie zum Umziehen hinter einen Paravent schicken. Als sie wieder hervortritt, trägt sie ein schwarzes Cocktailkleid, in dem sie fotografiert wird. Ich habe gerade geschnittene Jeans und ein Top mit Spaghettiträgern an. *Ich muss diesen Job unbedingt haben. Die Strapazen dürfen einfach nicht umsonst gewesen sein.*

»Dreizehn!«, ruft eine der beiden Frauen am Schreibtisch.

Ich hinke auf sie zu, und sie fragt: »Wie hast du das denn geschafft?«

»Ich bin vom Fahrrad gefallen. Knöchel verknackst.«

»Tut mir leid«, sagt die andere Frau, als hätten sie beschlossen, sich beim Sprechen abzuwechseln.

»Ach, kein Problem.« Ich lächle beruhigend, als ich mein Portfolio über den Schreibtisch reiche. »Es ist schon viel besser.«

»Tut mir leid«, sagt sie noch einmal mit Nachdruck, »aber du bist nicht der richtige Typ für uns.«

»Vierzehn!«, ruft die andere und blickt über meine Schulter, als hätte sie mich schon wieder vergessen.

Es ist bitterkalt, es regnet in Strömen, ich habe keinen Schirm dabei, und bis zur Bushaltestelle sind es zu Fuß gut und gerne dreißig Minuten. Ich ziehe mein Handy aus der Tasche.

Aber Mum hat jetzt Kunstunterricht. Ich habe ihr versichert, allein zurechtzukommen.

Jake?

Der hat sicher alle Hände voll mit den Vorbereitungen für seine Ausstellungseröffnung heute Abend zu tun.

Cat? Cat ist meine beste Freundin. Als Sales Traderin betreut sie die Großkunden eines Bankhauses.

Ich sehe sie vor mir, im Büro an ihrem Schreibtisch, der übersät ist mit Papieren, auf denen Tausende Ziffern notiert sind: die Schlusskurse von Wertpapieren. Sie telefoniert mit Kunden, berät sie beim Kauf von Aktien und Optionen. Sie kann ihren Kunden oder ihrem Chef schlecht sagen, dass sie mal kurz wegmuss, um ihre Freundin abzuholen …

Während ich mich langsam von dem Gebäude entferne, überlege ich, wo in dieser verlassenen Gegend ich am schnellsten ein Taxi auftreiben kann. Meine Füße fühlen sich an, als steckten sie in Beton. Kälte und Nässe sind meine Feinde, ich darf mir nicht schon wieder einen Infekt einfangen …

Ich nehme eine Bewegung wahr und bleibe wie angewurzelt stehen. Am liebsten würde ich losheulen. Was da auf mich zurollt, ist alt, dunkelblau und lässt klassische Musik nach außen dringen.

Ein Auto. Und die Fahrerin sieht meiner Mutter verdammt ähnlich.

»Wie lange wartest du schon?« Ich streife mir meine hochhackigen Schuhe von den Füßen und sinke mit einem unglaublichen Gefühl der Erleichterung auf den Beifahrersitz.

»Nicht sehr lange.«

»Und was ist mit deinem Kunstunterricht?«

»Ist ausgefallen.«

Sie weiß, dass ich ihr das nicht abnehme.

»Ich kann mich noch mal für den Kurs einschreiben und die Stunde von heute nachholen.«

Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil sie meinetwegen auf ihren Kurs verzichtet hat, zumal mein Termin reine Zeitverschwendung war.

»Vielleicht solltest du etwas anderes machen«, sagt sie, und ich habe das Gefühl, dass sie diesen Gedanken schon eine ganze Weile mit sich herumträgt.

Ich denke an die vergangenen achtzehn Monate, an all die Castings, zusammen mit ungefähr vierzig anderen Models in irgendwelchen Lagerschuppen irgendwo in der Pampa, nur um jedes Mal schließlich gesagt zu bekommen, dass der hier gesuchte Modeltyp größer und dunkelhaarig sein und braune und nicht blaue Augen haben sollte. Nicht ich. Aber es war nicht alles schlecht, ich habe auch einige großartige Jobs ergattert. Das Modeln hat sicherlich an meinem Selbstwertgefühl genagt, andererseits aber hat mein Foto im *Tatler* meinem Selbstbewusstsein gewaltigen Auftrieb verliehen. Ich werde nie vergessen, wie aufgeregt meine Agentin Frieda war, als sie mir mitteilte, ich sei aus mehreren Hundert Bewerbungen ausgesucht worden. Und diesem Artikel hatte ich zweifellos weitere Aufträge zu verdanken. Ich bin froh, dass ich vor achtzehn Monaten den Vertrag

unterschrieben habe. Reue ist nicht mein Ding. Aber in letzter Zeit bereitet mir der Gedanke, dass da draußen noch etwas anderes auf mich wartet, schlaflose Nächte. »Vielleicht«, sage ich zu Mum. »Vielleicht hast du recht.«

»Wie wär's mit einem Modestudium?« Mum war noch keine zwanzig, als sie in London eine Schule für Modedesign besuchte, wo ein temperamentvoller Russe ihr das Zuschneiden von Schnittmustern und das Nähen beibrachte. Früher hat sie all ihre unkonventionellen Sachen selbst genäht; sogar ihr Brautkleid hat sie eigenhändig hergestellt. Manchmal frage ich mich, ob Mum bereut, dass sie nach ihrer Hochzeit und der Geburt von Jake und mir nicht Schneiderin geworden ist. Vielleicht hatte sie es ja vor, aber manchmal kommt es eben anders, als wir es uns vorstellen.

»Nein, ich glaube, das ist nichts für mich.«

»Dann vielleicht eine Lehre als Hutmacherin?«

Hutmacherin? »Mum, ich kann nicht einmal eine Nadel einfädeln!«

Wir lachen beide.

»Du könntest auch Englisch als Fremdsprache unterrichten. Wie wär das?«

Sag ihr, dass du singen möchtest, Songs schreiben. Schon als Kind habe ich für mein Leben gern gesungen und getanzt und davon geträumt, auf der Bühne zu stehen. Wenn Jake und ich *Top of the Pops* schauten, träumte ich davon, eines Tages so berühmt wie Kylie Minogue zu sein. Jake wollte der nächste Jonny Greenwood werden, so hieß der Leadgitarrist von Radiohead. Ich denke an meine Zeit an der Universität zurück. Eine dunkle Episode in meinem Leben. Ich war keine normale Studentin, und manchmal tat es weh, mit ansehen zu müssen, wie meine Freunde ihre Freiheit genossen, während ich immer noch zu Hause wohnte, so dankbar ich auch für die bedingungslose

Liebe und Unterstützung meiner Eltern war. Meine Gedanken und Gefühle zu Papier zu bringen, Songtexte zu schreiben, das half mir. Und zu singen.

Ich werfe Mum einen flüchtigen Blick zu und überlege, ob ich ihr sagen soll, dass ich Professor Taylor um seine Meinung bitten möchte. Ich möchte wissen, was er davon hält, das Singen zu meinem Beruf zu machen. Professor Taylor ist mein Facharzt. Mein Gott in Weiß …

»Alice?« Mum schaut mich fragend an. »Du würdest eine reizende Lehrerin abgeben. Du könntest Teilzeit arbeiten und …«

»Nein.« *Ich habe genug Zeit mit den falschen Dingen vergeudet.*

»Sag nicht gleich nein.«

»Nein.«

»Alice!« Wieder müssen wir beide lachen. »Wie wär's mit Schreiben? Schreib einen Roman.«

»Bis der veröffentlicht wird, bin ich tot.«

»Du sollst so etwas nicht sagen! Dann eben eine Kurzgeschichte.« Sie dreht sich zu mir, mit diesem Funkeln in den Augen, das für uns beide so charakteristisch ist.

Ich wechsle das Thema. »Hast du schon mit Jake gesprochen?«, frage ich.

»Ja. Er ist ziemlich aufgeregt wegen heute Abend. Er hat Angst, nicht genug Bilder zu verkaufen.«

»Ich glaube, da sorgt er sich umsonst.«

»Du kennst ihn doch. Er ist das reinste Nervenbündel. Diese neue Galerie hat viel in ihn investiert.«

Ich habe einige Male für Jake Modell gestanden, vor allem zu Beginn seiner Karriere. Zu den Bildern, die er heute Abend ausstellen wird, gehört neben Porträts und Landschaften auch eine in grellen Neonfarben gemalte Serie von mir sowie ein Gemälde, das mich in Südfrankreich in einem Sommerkleid zeigt. Dazu

passend hatte ich mir auf einem der dortigen Märkte einen wunderschönen gestreiften, breitkrempigen Sonnenhut gekauft.

»Kommt Phil auch?«, fragt Mum.

Phil ist mein Freund. Er ist Kundenbetreuer bei einer Werbeagentur.

Ich nicke. »Nächsten Monat feiern wir unser Einjähriges.«

Sie erwidert nichts darauf. Setzt den Blinker nach rechts.

Phil und ich haben uns in meinem Thai-Imbiss kennengelernt. »Sie halten den Laden offensichtlich ganz allein am Laufen«, sprach er mich an, nachdem ich praktisch jedes Gericht auf der Karte bestellt hatte. Ich bestelle immer so viel, auch wenn ich eigentlich keinen Appetit habe: Ich muss essen, so viel ich kann, damit ich mein Gewicht wenigstens einigermaßen halte. Ich musterte ihn: mittelgroß (Phil behauptet, eins achtzig zu sein, tatsächlich aber ist er knapp eins sechsundsiebzig), dunkle Haare, Dreitagebart, Lederjacke. Sein Lächeln ließ seine blauen Augen aufleuchten und verlieh ihm etwas Verschmitztes – als hätte er etwas Ungezogenes getan, vielleicht mit der Tochter des Schulleiters geschlafen. »Philip«, stellte er sich vor. »Aber alle nennen mich Phil.«

»Alice.«

»Single?«

»Schon möglich. Und Sie?«

»Schon möglich.« Sein Blick spielte mit meinem.

»Interessant.«

»Oh ja, sehr interessant.«

Als unser Essen kam, waren wir beim Du und tauschten Telefonnummern aus. »Ich ruf dich an«, sagte er, begleitet von der entsprechenden Handbewegung. Kaum hatte ich den Imbiss verlassen, klingelte mein Handy. Ich drehte mich um und sah ihn an einer Straßenlaterne lehnen. »Wollen wir morgen Abend essen gehen?«, fragte er.

Bei unserer dritten Verabredung erwähnte ich, dass ich »eine Lungenkrankheit« habe. Mukoviszidose ist so ein hässliches, Furcht einflößendes Wort, und ich wollte nicht, dass Phil Angst bekam. Außerdem bestimmt meine Krankheit nicht, wer ich bin. Ich bin nicht meine Krankheit. Und ich wollte ihm klarmachen, dass ich zwar immer noch zu Hause wohne, aber in meinen eigenen vier Wänden. In meiner eigenen Wohnung im Haus meiner Eltern, in die ich nach einem kleineren Rückschlag wieder gezogen war, doch das würde kein Dauerzustand bleiben.

Ich streife Mum mit einem Blick von der Seite. Ich bin mir nicht sicher, wie viel sie von unserem Streit am Montagmorgen vor zwei Wochen mitgekriegt hat. Phil war stocksauer, weil ich ihn mit meiner Husterei die halbe Nacht wach gehalten hatte. »Ich habe heute eine verdammt wichtige Besprechung, und ich habe praktisch kein Auge zugetan«, tobte er, während er durch mein Schlafzimmer stürmte und seine Sachen vom Fußboden aufsammelte. »Dir kann es ja egal sein. Du musst ja nicht arbeiten gehen. Du bewegst deinen Hintern bloß, um an irgendeinem Casting teilzunehmen, aber es gibt Leute, die richtig arbeiten und Leistung bringen müssen!«

Ich war so verdattert, dass ich kein Wort hervorbrachte.

Am gleichen Nachmittag, ich saß auf dem Bett und schrieb, kam Mum herunter, in den Armen einen Strauß roter Rosen, der für mich abgegeben worden war. Sie schaute zu, wie ich den beigefügten kleinen weißen Umschlag öffnete. *»Bitte verzeih mir«* stand auf der Karte.

Als Mum den Wagen vor dem Haus einparkt, sage ich: »Tut mir leid, dass du deinen Kunstkurs versäumt hast. Was hättet ihr denn heute gemacht?«

»Aktzeichnen. Perspektive und Anatomie. Mit einem echten Mann als Modell …«

»Mit einem *echten* Mann.«

Sie stellt den Motor ab. »Mach dich nicht über mich lustig! Ja, ein echter Mann, der uns nackt Modell gestanden hätte. *Alberto*.«

Ich ziehe eine Braue hoch.

»Du hast mich gebraucht«, sagt sie.

Ich bin gerührt. »Danke, Mum.«

»Außerdem hätte ich gar nicht gewusst, wo ich hinschauen soll.«

Als wir die Stufen zur Haustür hinaufgehen, klingelt mein Handy. Es ist Frieda, meine Agentin.

»Wo bist du?«, schnauzt sie ohne Einleitung.

»Ich hab den Job nicht bekommen.«

»Egal. Du musst in fünfundvierzig Minuten in Bethnal Green sein«, sagt sie und rattert die Adresse für das nächste Casting herunter.

Soll ich hingehen? Schaffe ich das? Ich könnte es ein allerletztes Mal versuchen …

Mum schließt die Haustür auf. Ich will sie zum Mittagessen einladen, habe ich ihr gesagt, als Dankeschön dafür, dass sie mich abgeholt hat.

»Und sei pünktlich!«, mahnt Frieda und will das Gespräch beenden.

»Ich kann nicht«, sage ich schnell. Vor meinem geistigen Auge spult sich ein weiteres Casting ab, bei dem ich stundenlang herumhänge und warte und am Ende doch wieder weggeschickt werde, weil mein Typ nicht der gesuchte ist. Ich werde mir in dieser Branche nie einen Namen machen. Im besten Fall kann ich hoffen, dann und wann einen kleinen Auftrag zu ergattern, das ist alles. »Ich kann nicht«, sage ich noch einmal.

»Was soll das heißen? Wenn du nicht todkrank bist, setzt du jetzt sofort deinen Hintern in Bewegung und …«

»Nein.«

»Was ist denn los mit dir?«

»Es tut mir sehr leid, Frieda, aber ich kann das nicht mehr.«

Ich möchte Sängerin werden.

Ich möchte Songs mit Tiefgang schreiben.

Das ist das Einzige, was mich glücklich machen wird.

Jedes Mal, wenn ich überlege, ob ich mir einen Manager suchen soll, jedes Mal, wenn ich von einem Plattenvertrag träume, muss ich an meine Musiklehrerin Miss Ward denken und an jene verhängnisvolle Musikstunde.

Aber jetzt weiß ich, dass ich erst Frieden mit mir schließen werde, wenn ich nicht mehr auf ihre Stimme, sondern endlich auf meine eigene höre.

3

1986

Ich bin vierzehn Jahre alt und sitze im Musiksaal, wo ich nach der Schule Klavierunterricht bekomme. Ich denke an Jake. Das Herbsthalbjahr hat begonnen, und er ist ins Internat zurückgekehrt. Ich vermisse ihn schon jetzt.

In den Sommerferien habe ich ein paar seiner Freunde kennengelernt. Sie haben eine »The Police«-Tribute-Band gegründet, und Jake spielt die Leadgitarre. Der Vater von Will, einem der Bandmitglieder, hat ihnen erlaubt, in seiner Garage zu proben. Ich habe Jake angebettelt, mitmachen zu dürfen, und sei es bloß für einen einzigen Tag. Er vertröstete mich, und so verging ein Tag und dann noch einer und noch einer. Eines Morgens war der Leadsänger krank und ich bot an, für ihn einzuspringen. »Kann sie überhaupt singen?«, wandte Will sich an meinen Bruder, als wäre ich unsichtbar.

Ich trat vor ihn. »Ich kann singen und ich kann Klavier spielen«, sagte ich ein wenig trotzig. *Jake ist nicht der Einzige mit Talent in unserer Familie.*

Will stand von dem Hocker hinter seinem Keyboard auf und forderte mich mit einer Kopfbewegung auf, Platz zu nehmen. »Na dann los, sing uns was vor.«

»Irgendwas?«

Er grinste. »Ja, irgendwas.«

Mir fiel spontan Jennifer Rushs *Power of Love* ein. Ich hatte mir den Song gekauft und konnte ihn auswendig auf dem Klavier spielen. Zuerst war ich gehemmt, weil die Jungs mich beobachteten, aber dann schmetterte ich das Lied, als würde ich

vor Millionen Fans auftreten. Als ich geendet hatte, starrte Will mich mit offenem Mund an. »Ich hab dir doch gesagt, dass sie singen kann«, meinte Jake.

Miss Ward kommt herein und reißt mich aus meinen Gedanken. Ihre dunklen Locken sind an diesem Tag noch widerspenstiger als sonst. Miss Ward ist Anfang vierzig, und es will mir nicht in den Kopf, warum sie diese hässlichen transparenten Strumpfhosen trägt, unter denen die dicken dunklen Haare an ihren Beinen hervorschimmern. Außerdem verströmt sie einen unangenehmen Körpergeruch, ich kann es riechen, wenn wir so dicht nebeneinandersitzen. Doch immer wenn ich Mum davon erzähle, meint sie, es wäre ein Jammer, deswegen den Klavierunterricht aufzugeben. Jake hat schon mit sieben angefangen, Klavier zu lernen. In seinem Zimmer hängen mehrere gerahmte Zeugnisse. Ich habe erst seit meinem Wechsel an diese Schule Klavierunterricht, weil ich Probleme mit der Koordination meiner Finger und Hände habe. Im Laufe der letzten Jahre habe ich mich schon bis in die dritte Klasse vorgearbeitet. Das Erlangen der Mindestpunktzahl in der ersten Klasse allerdings war eine Enttäuschung für Miss Ward. »Mein Ruf hängt von guten Ergebnissen ab«, meinte sie säuerlich, als sie mir mein Zeugnis überreichte. Als hätte ich versagt.

Miss Ward erscheint in einem karierten Rock und einer cremefarbenen Seidenbluse, die über ihrem üppigen Busen spannt. Sie setzt sich neben mich, und wir nehmen uns die Tonleitern vor. G-Moll. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Daisy Sullivan draußen vor dem Fenster Grimassen schneidet. Daisy geht in meine Klasse und äfft dauernd meinen Gang und meinen Husten nach. Ich wende mich ab.

»Weiter«, fordert Miss Ward mich mit unbewegter Miene auf, als ich die falsche Taste erwische. »In einer Prüfung kannst du auch nicht von vorn anfangen.«

Nach einer Reihe von Tonleitern und Arpeggios sagt sie: »Und jetzt deine Pflichtstücke.«

»Die hab ich nicht wirklich geübt …«

»Und warum nicht?«

»Na ja, ich singe in einer Band«, sage ich, um sie zu beeindrucken.

»In einer Band?«

»Ja, die von meinem Bruder. Ich schreibe auch eigene Lieder.« Schweigen. »Soll ich Ihnen eins vorspielen?« Ich ziehe mein Heft mit den Songtexten aus meiner Schultasche.

»Hör bitte mit dem Unsinn auf, Alice, und spiel eins deiner Pflichtstücke.«

»Aber es würde Ihnen bestimmt …«

Sie presst die Lippen zusammen und stößt dann hervor: »Ich werde dich nicht noch einmal bitten.«

Widerwillig stecke ich mein Heft in meine Tasche zurück und ziehe das Klavier-Lehrbuch für die vierte Klasse hervor, das noch ziemlich unbenutzt aussieht.

»Stopp, stopp, stopp!«, ruft Miss Ward nach etwa der Hälfte des Stücks. »Du spielst es falsch! Vollkommen falsch!«

»Aber dieser Akkord klingt doch viel besser«, erwidere ich und versuche, die wachsende Ungeduld zu ignorieren, die sich auf ihrem Gesicht widerspiegelt. »Finden Sie nicht auch?« Ich spiele den Akkordwechsel noch einmal. »Ich hab einfach das Gefühl …«

»Alice, du musst dich an die Noten im Buch halten.«

»Aber meine Version ist besser.« Trotzig verschränke ich die Arme vor der Brust.

Eine Sekunde lang denke ich, dass sie mir zustimmen wird. Aber nein. »Darauf kommt es nicht an. Alles, was zählt, sind gute Ergebnisse.« Sie tippt auf ihre Uhr. »Du hättest viel mehr Spaß an diesen Stücken, wenn du üben würdest.«

Sag es ihr, Alice. Sag ihr, was du möchtest. »Ich verspreche, dass ich üben werde, aber hören Sie sich das an, ja?« Bevor sie protestieren kann, spiele ich ihr eines meiner Lieder vor und singe dazu.

Als ich fertig bin, sagt Miss Ward nichts. Ich nehme all meinen Mut zusammen und sage: »Ich möchte Lieder schreiben. Ich möchte ein Popstar werden.«

»Red doch keinen Unsinn! Du kannst nicht singen.«

»Doch, das kann ich.«

»Alice, beim Singen kommt es auf die richtige Atmung an. Wer an einer so schweren Lungenkrankheit leidet wie du, braucht nicht einmal im Traum daran zu denken, Sängerin zu werden. Ein Popstar!« Sie schüttelt den Kopf.

»Aber …«

»Dein Arzt würde es mir bestimmt übel nehmen, wenn ich dich ermutigen würde, das Singen irgendwann zu deinem Beruf zu machen, wo es doch definitiv schädlich für deine Lungen ist. Sing zum Spaß! Ich könnte dir sogar ein, zwei Stunden geben … Machen wir uns nichts vor: Es wird immer Leute geben, die besser singen als du, Leute, die nicht an Mukoviszidose leiden.«

Ich kann ihr nicht ins Gesicht sehen. Ich starre auf meine geschwollenen Fingerspitzen.

»Kein Grund, den Kopf hängen zu lassen«, fährt Miss Ward fort. »Du könntest doch hier an der Schule in einem Musical mitspielen. Im Chor singen.«

»Ich will nicht im Chor singen.«

»Du bist ein tapferes Mädchen …«

Nenn mich nicht tapfer!

»… aber es wäre nicht nett von mir, wenn ich nur das sagen würde, was du hören möchtest, oder?«

Ich spüre einen Schwall heißer Tränen in mir aufsteigen, aber ich darf nicht weinen. Nicht vor ihr.

»Wir müssen realistisch sein im Leben.« Sie tätschelt mein Knie. »Das wirst du verstehen, wenn du einmal älter bist.«

»Aber …«

»Schluss jetzt. Du wirst nie eine Sängerin sein, Alice.«

Oh doch, das werde ich. Dir werd ich's zeigen.

Ich werde eine Sängerin sein.

Sag es, Alice. Sag es! Sag ihr, dass sie sich irrt!

Ich stehe auf und verlasse den Raum ohne ein weiteres Wort.

4

Dezember 1998

Phil und ich sind im Taxi auf dem Weg zu Jakes Ausstellung im West End. Phils Rosenstrauß und seine Entschuldigung, die ich angenommen habe, ändern nichts daran, dass eine seltsame Befangenheit zwischen uns herrscht. Man könnte meinen, Phil sei mit seinem Handy verabredet, er hat kaum ein Wort gesprochen, seit er mich abgeholt hat. Als ich ihm erzähle, dass ich nicht mehr modeln werde, brummelt er: »Hm-hm«, den Blick unverwandt auf sein Handydisplay geheftet, als erwarte er einen lebenswichtigen Anruf.

Ich schaue aus dem Fenster. *Habe ich die richtige Entscheidung getroffen?* Auf die Frage, was ich mache, habe ich immer stolz geantwortet: »Ich bin Model.« Ich rufe Cat an. »Oh, Gott sei Dank«, entfährt es ihr, als ich ihr erzähle, dass ich aufgehört habe. »Jetzt kannst du dich ganz auf deine Musik konzentrieren.« Cat ist der einzige Mensch, der sich meine Lieder anhört.

»Die Musikbranche ist genauso knallhart«, erwidere ich, auch wenn ich erleichtert bin, dass sie mich in meiner Entscheidung bestärkt. »Wenn nicht noch härter.«

»Aber der Unterschied ist, dass du zum Singen geboren wurdest.« Und als sie hinzufügt: »Ich glaube, dass du eine Chance hast«, liebe ich sie noch mehr.

Fünf Minuten später hält das Taxi vor der Galerie, einem modernen zweistöckigen Gebäude mit Glasfront. »Geh schon mal vor«, sagt Phil. Er drückt dem Taxifahrer ein paar Zehn-Pfund-Noten in die Hand und zieht dann eine Schachtel Marl-

boro Light aus seiner Jackentasche. »Ich muss nur noch schnell telefonieren.«

Ich bahne mir einen Weg durch die Menge. Dicht gedrängt stehen die Leute in den dezent beleuchteten Räumen. Lucy, Jakes Verlobte, kommt auf mich zu. Sie ist hübsch mit ihren braunen Haaren, den blauen Augen und dem hellen Teint.

»Wie läuft's?«, frage ich, als wir uns umarmen.

»Mehr Lust auf Kaufen und weniger Geplauder wäre gut«, meint sie. Wir blicken verstohlen zu einer Frau, die mit einer Kaschmirstola über den Schultern und einem Glas Champagner in der Hand vor einem in Venedig entstandenen Gemälde steht. Jake hat einmal zu mir gesagt, es sei schwer, die Stadt aus einem anderen Blickwinkel zu malen, da Venedig so bekannt und Ansichten der Stadt auf jeder Postkarte und Keksdose zu finden seien. Aber er wolle alles malen, was er sehe, wenn er dort sei. »Dafür stehe ich sogar, ohne zu meckern, um fünf auf«, sagte er. »Das Schimmern des Lichts auf dem Wasser, das hat etwas Magisches. Ich kann mich daran nicht sattsehen.« Für Jake haftet jedem Ding etwas Poetisches an, sogar einer Wolke.

Mein Vater gesellt sich zu uns. Er trägt noch seinen Anzug, also muss er direkt vom Gericht hierhergekommen sein. Dad ist Richter. »Hallo, Schatz.« Er küsst mich auf die Wange und flüstert dann: »Ich bin herumgeschlendert und hab so getan, als würde ich alles kaufen wollen.«

»Ach, Dad, du bist verrückt!« Ich schiebe ihn weg. Mum kommt zu uns und fragt, ob ich die Bilder von mir im zweiten Stock schon gesehen hätte.

»Nein, noch nicht.«

»Ich frage mich, warum er *mich* nicht gemalt hat«, meint Dad, rückt seine Krawatte zurecht und wirft sich in Positur. »*So* verzweifelt ist er nun auch wieder nicht«, ziehe ich ihn auf. Ich blicke mich suchend nach Phil um. »Bin gleich wieder da«, sage

ich und steuere auf den Haupteingang zu. Phil geht draußen auf und ab, das Handy immer noch wie angeklebt am Ohr. Mit wem er wohl spricht? Was kann so furchtbar wichtig sein? Er weiß doch, wie viel Jake der heutige Abend bedeutet. Mein Blick fällt auf einen großen blonden Mann auf dem Gehweg, auch er spricht in sein Mobiltelefon. Er spürt offenbar, dass ich ihn ansehe, jedenfalls dreht er sich zu mir und lächelt. Sein Gesicht ist offen und freundlich, und ich erwidere unwillkürlich sein Lächeln. Dann höre ich Jakes Stimme hinter mir und drehe mich um. Er ist in eine Unterhaltung vertieft, und ich könnte wetten, dass er seine Gesprächspartner vollquasselt. Jake behauptet, er müsse sich selbst verkaufen, nicht seine Kunst. »Sie müssen erst an *mich* glauben, bevor sie eine meiner Arbeiten kaufen.« An Charme fehlt es ihm nicht, seine Rechnung geht normalerweise auf. Aber die Leute merken auch, dass seine Leidenschaft für seine Arbeit echt ist. Es ist komisch, ihn so förmlich gekleidet zu sehen, weil ich ihn eigentlich nur in schmuddeligen Jeans und Turnschuhen kenne, einen Pinsel in der einen Hand, einen Kaffeebecher oder eine Kamera in der anderen.

Nach einer Weile kommt er zu mir mit den Worten, ich würde oben gebraucht. Er nimmt seine Brille mit dem schwarzen Gestell ab, putzt sie hastig am Hemdärmel und setzt sie wieder auf. »Da interessiert sich jemand für das Bild von dir.«

Ich folge ihm, wobei ich unwillkürlich einen Blick über die Schulter nach draußen werfe. Ich bin enttäuscht, dass der blonde Mann verschwunden ist. Auf dem Gehweg steht nur noch Phil, der sich eine weitere Zigarette anzündet.

In dem von Spotlights erhellten Raum im oberen Stock hängen an zwei Wänden große Porträts, darunter auch das von mir in einem Sommerkleid und mit Sonnenhut. Und die Serie von mir in verschiedenen Posen. Das in grellen Neonfarben gemalte Bild misst zwei Meter zehn auf drei Meter sechzig. »Wie Sie se-

hen, ist Alice meine Muse«, sagt Jake zu dem großen bärtigen Mann vor meinem Porträt im Sommerkleid. »Das habe ich in Südfrankreich gemalt. Unsere Familie war letztes Jahr eine Woche dort.«

»Ich habe nichts dagegen, dass er mich malt«, sage ich, »solange das Ergebnis schmeichelhaft für mich ist und meine Stupsnase gut dabei wegkommt.« Ich tippe mir mit der Fingerspitze an die Nase. Wir lachen alle drei. Der Mann sieht mich an und meint: »Es ist bezaubernd. Ich nehme es.«

Jake dreht sich zu mir und formt mit den Lippen unauffällig ein lautloses »Danke«. Dann bittet er den Käufer, ihm nach unten zum Galeristen zu folgen, um das Geschäft abzuschließen. Ich bleibe allein zurück, worüber ich froh bin, und betrachte das Gemälde. Unglaublich, dass das Jakes Werk ist. Und dass Leute hier sind, die in sein Talent investieren. Ich muss zugeben, dass ein kleiner Teil von mir sich seinen Erfolg für mich wünscht. Nein, das glaubt mir doch niemand. Ein *großer* Teil von mir wünscht sich seinen Erfolg für mich. Ich möchte im Rampenlicht stehen, nicht Gast sein, sondern Gastgeberin der Show. Jake hat immer schon Künstler werden wollen, so unsicher der Beruf auch sein mag, so oft Dad und ich auch dagegengehalten haben, dass Kunst möglicherweise vergeudete Jahre bedeute. »Du bist so klug, du könntest alles machen, warum willst du ausgerechnet Maler werden?«, habe ich ihn einmal an einem unserer Filmabende gefragt. Heute schäme ich mich dafür. Ich wusste zwar, dass er im Internat die meiste Zeit im Zeichensaal verbracht hatte, aber ich hatte geglaubt, das sei nur eine Phase, die Schwärmerei eines Kindes. Jake hat das Risiko nicht gescheut, er hat hart gearbeitet und immer wieder bei Galeristen angeklopft, bis ihm einer die Tür öffnete. Mir wird jetzt klar, weshalb ich damals so reagiert habe: Ich war unbewusst neidisch gewesen. Jake lebte seinen Traum und ich nicht.

Mit seiner Karriere geht es immer weiter bergauf.

Und meine ist seit heute beendet.

Eine Kellnerin kommt auf mich zu, sie trägt ein schwarzes Cocktailkleid und balanciert ein Tablett mit Champagnergläsern auf einer Hand. Ich nehme mir ein Glas. Schlagartig überkommt mich Müdigkeit. Meine Leber und Alkohol vertragen sich nicht. Das ist keine gute Kombination. Eigentlich dürfte ich gar nichts trinken, aber …

Außerdem habe ich Hunger. Wo Phil nur so lange bleibt? Ich will mich gerade auf die Suche nach ihm machen, als –

»Ich bin Tom.« Er streckt mir die Hand hin.

»Alice.« Ich bin selbst überrascht, wie sehr ich mich freue, ihn wiederzusehen. Vor allem seine Augen faszinieren mich: Das klare Blau hebt sich leuchtend von seinem blassen Gesicht ab. »Ich komme mir ziemlich underdressed vor«, meint er mit einer Handbewegung auf seine Jeans und die Jacke über einem marineblauen Rundhalspulli. Er wendet sich dem Gemälde zu, das mich mit dem Sonnenhut zeigt. »Und offenbar komme ich zu spät.« Er deutet auf den roten Punkt, der auf einer Ecke des Rahmens klebt. »Sie hat schon ein Zuhause gefunden.« Er streift mich mit einem flüchtigen Blick. »Sie machen sich gut als Modell.«

Oh, was für eine Ironie! »Der Maler ist mein Bruder. Ich bestehe darauf, dass er mich zu meinem Vorteil darstellt.«

»Das ist gar nicht nötig. Bei diesem großartigen Sujet.«

»Vielen Dank«, erwidere ich und bin einen Moment lang regelrecht verlegen. Diese Augen. Wenn er mich ansieht, gibt er mir das Gefühl, der wichtigste Mensch im Raum zu sein.

»Was machen Sie denn so?«, fragt er.

Ich überlege. Vielleicht wäre es einfacher, noch einen Abend lang Model zu sein. Doch dann antworte ich: »Musik. Ich schreibe Songs. Ich singe leidenschaftlich gern.«

»Sollte ich von Ihnen gehört haben?«

»Eines Tages werden Sie von mir hören«, verspreche ich ihm. »Und Sie, was machen Sie so?«

»Ich erstelle Websites. Furchtbar langweilige Angelegenheit.«

»Wieso?«

»Weil ich die meiste Zeit damit verbringe, meinen Computer anzuschreien.«

Eine kleine Gruppe schlendert auf uns zu. Einer lobt Jakes Arbeiten, sagt, er sei ein Künstler, den man im Auge behalten müsse. Ein anderer meint, die Einflüsse zeitgenössischer britischer Maler wie Richard Foster seien ebenso unverkennbar wie jene der französischen Impressionisten Monet und Pissarro. Jake habe die gleiche Leichtigkeit der Gestaltung.

Toms Handy klingelt. Er zögert, aber ich fordere ihn auf, das Gespräch anzunehmen, obwohl ich es eigentlich nicht möchte. »Hi, George«, sagt er, seinen Blick unverwandt auf mich gerichtet. »Ich bin unterwegs, okay? Bin kurz aufgehalten worden.«

Er steckt das Handy zurück in seine Jackentasche.

»Hören Sie.« Er berührt mich am Arm. »Ich könnte die ganze Nacht hierbleiben und mit Ihnen plaudern, aber ich bin leider mit Freunden verabredet und schon viel zu spät dran. Wie wär's gelegentlich mit einem Kaffee oder einem Drink?«

Jemand legt mir einen Arm um die Schultern. »Willst du uns nicht vorstellen?«, fragt Phil und starrt Tom feindselig an. In Toms Augen blitzt Enttäuschung auf.

Peinlich berührt mache ich die beiden miteinander bekannt. Er müsse jetzt wirklich gehen, sagt Tom. Als er mir die Hand gibt, möchte ich ihm so vieles sagen. Dass ich ihn nur ungern gehen lasse. Ich würde ihm gern meine Telefonnummer geben und ihm sagen, dass ich Lust hätte, mich auf einen Kaffee mit ihm zu treffen, aber ich kann es nicht, wenn Phil danebensteht.

Ich schaue Tom nach und überlege, ob ich ihm nachlaufen soll. Aber es ist zu spät. Er ist weg.

Phil blickt griesgrämig drein. »Höchste Zeit für uns«, knurrt er, »sonst kommen wir zu spät zum Essen. Unser Tisch ist für acht Uhr dreißig reserviert.« Er kann sich nicht verkneifen zu fragen: »Wer zum Teufel war der Kerl?«

Ich putze mir die Zähne und schlüpfe dann unter die Bettdecke. Phil sitzt in Boxershorts aufrecht im Bett. »Wer war dieser Tom?«, fragt er zum dritten Mal. Ich habe ihm beim Essen gesagt, dass ich Tom nicht kenne und wir nicht lange miteinander geredet haben. Doch offenbar nimmt Phil mir das nicht ab. »Ich habe dich eine Ewigkeit gesucht.«

»Du warst draußen und hast geraucht.«

»Er hat dich angebaggert.«

»Er hat sich für eins von Jakes Bildern interessiert.«

»Er hat sich für *dich* interessiert! Ich wette, dass du deine Krankheit mit keinem Wort erwähnt hast, stimmt's?«

»Warum sollte ich?«

»Er sieht dich und hält dich in deinem süßen roten Kleidchen für eine richtig heiße Braut, und du flirtest mit ihm, was das Zeug hält, genauso, wie du es bei unserem ersten Treffen mit mir gemacht hast.« Phils Augen lodern vor Eifersucht. »Jede Wette, dass er keine Ahnung hat, dass du immer noch bei deinen Eltern wohnst …«

»Augenblick mal, ich lebe vollkommen selbstständig …«

»… und dass du jeden Morgen eine verdammte halbe Apotheke schluckst …«

»Phil! Sei doch nicht so fies! Ich …«

»… und dass er gar nicht daran denken soll, auch nur eine einzige Nacht in Ruhe durchschlafen zu können!« Er knipst das Licht aus und wirft sich mit dem Rücken zu mir auf die Ma-

tratze. »Und dann dieses eine Mal, als du Blut gehustet hast, während wir miteinander schliefen«, fügt er angewidert hinzu, als müsste er sich zu allem Überfluss auch noch *damit* abfinden.

Ich schalte das Licht wieder an. »Weißt du was? Ich werde es dir leicht machen. Verpiss dich!«

Er guckt mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Was?«

»Du hast mich schon verstanden.« Energiegeladen springe ich aus dem Bett, packe seine Sachen, die dieser Kontrollfreak fein säuberlich gefaltet auf meinen Stuhl gelegt hat, und schleudere sie ihm ins Gesicht.

»Alice!« Er wird erst von seinem Hemd, dann von einer Socke getroffen.

»Hau doch ab, wenn ich so eine Last bin! Wenn es so furchtbar ist, mit mir zusammen zu sein!« Er ist aufgestanden, und ich stoße ihn zur Hintertür hinaus, noch bevor er sich anziehen kann. »Kein Mensch zwingt dich, bei mir zu bleiben!«

»Ich wollte sowieso mit dir Schluss machen!«, schreit er, um das letzte Wort zu haben. Ich knalle die Tür zu, drehe den Schlüssel zweimal herum und rutsche an der Wand entlang auf den Fußboden. Tränen strömen über mein Gesicht.